

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Peter Reutterer  
BEI MIR KIND

*Prosa*

Peter Reutterer  
BEI MIR KIND  
*Prosa*

*lektoriert von Axel Ruoff  
herausgegeben von Richard Pils*

ISBN: 978-3-99126-103-2

© Verlag Bibliothek der Provinz GmbH.  
A-3970 WEITRA 02856/3794  
[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)  
Coverfoto: Ewald Ehtreiber

Die Falten der Mutter. Als hätte sie mir ihre Falten übertragen, stehe ich da. Du hast einen emotionalen Grundton, erklärte sie einst. Deine Artikulation ist sensibel, wenn du in der Kirche einen Text vorträgst. Wenig später trug man meine liebe Mutter aus der Kirche hinaus. Und hat sie an Seilen in die Erde gesenkt. Wir standen an der Grabeskante, gewillt, zu überleben. Rasch und radikal galt es, die Emotionen einzufrieren. Um gegen den Ansturm von außen und die Verzweiflung von innen gewappnet zu sein.

Vor welcher Bestialität ist meine Mutter zu Tode erstarrt. Sie und mein Vater waren doch, wie sie einmütig wiederholten, in Liebe verbunden. Was hatte meine liebe Mutter zu der Überzeugung, nicht mehr in diese Welt zu gehören, gezwungen. In diesen späten Jahren visualisiere ich den Vater als Geschlechtstier. Er bedrängt die Mutter, er hält seinen Samen nicht zurück. Er zwingt die Mutter in sein Bett. In seinem Haus ist Dienstbarkeit Pflicht. Der Horror alltäglicher Verpflichtung gibt sich kultiviert. Das Haus verlässt mein Vater, das Oberhaupt, nur nach einem Blick in den Spiegel. Es gilt, etwas darzustellen. Er macht nicht Halt, schon gar nicht vor den eigenen Kindern. Er macht vor nichts Halt, wie Hitler keine Grenzen respektierte. Den Haushund hinzurichten, ist lediglich Notwendigkeit. Wer nicht pariert, verreckt. Richtige Männer exekutieren Tötungen, wenn sie für das Allgemeinwohl unabdingbar sind. Männer hart wie Krupp-Stahl. Das hatte man meinem Vater bei der HJ vermittelt.

Leicht mein Geschlecht. In meiner Jugend war ich mir oft unsicher darüber, ob es stark genug sein würde, in einer Ehe als Geschlechtstier und später als Vater zu bestehen. Aber mit den Jahren ist mein Geschlecht angewachsen.

Und ist der Kern meiner Lebendigkeit. Vor meiner Mutter brauchte ich mich wegen meiner Leichtigkeit nicht zu rechtfertigen. Du liest eben gerne Mickey Mouse, meinte sie. Als wäre ich zum Dienst an luftigen Geschichten berufen. Während meine Altersgenossen bereits mit Sägen auf Bäume kletterten oder mit Schaufeln an Betonmischern hantierten, stellte ich mir eine Liege auf, um meine Comics oder Karl May zu lesen. Denn endlich war Sommer. Und endlich war es Zeit, sich von der Notenkramerei in der Schule abzuwenden. Unbeeinträchtigt vertrugen mich meine Tagträume zu den sonnenbeschiedenen Teichen.

Du warst so unglaublich still, erzählt mir Wolfgang, als ich ihn nach Jahren wiedertreffe. Du warst so unglaublich still. Ich hätte nur Zeit gebraucht, um zu erzählen, könnte ich antworten. Aber ich lächle nur freundlich, verbleibe dezent. Die Zeit hat ihr eigenes Vermächtnis. Mein Geschlecht ist heute mächtig, könnte ich sagen. Und mitunter ist sogar mein Reden wie ein Gesang. Bei dem die Zuhörenden aufmerken. In jedem Fall aber hat sich Hoffnung in mir breit gemacht. Wolfgang hätte mir damals den Arm um die Schultern legen können. Er hätte erleben könne, wie mein Erzählen anhebt. Seine Zuwendung hätte vielleicht meine Wortlosigkeit zerschlagen. Aber ihm war wichtiger, sich vor den anderen Klassenkameraden in Szene zu setzen. Wolfgang spielte sich kreativ in den Vordergrund. Von seiner Bühnenpräsenz hätte ich lernen können. Mein eigenes Erzählen war leise, mein Sagen beinahe wortlos. Rasch wurden damals wie heute lebendige Impulse von Zensuren und Zäsuren verschüttet. Wolfgang musste bald wegen mehrerer Nicht Genügend das Gymnasium verlassen. Während ich mit

einem Sack guter Noten zum Vater heimlich. Und für einen Augenblick Lob einheimste.

Ich war überzeugt, Wolfgang würde ein großer Musiker werden. Aus mir würde kaum mehr als ein Deutschlehrer werden. Der talentierte Kamerad von damals verbringt nun sein Leben ohne Frau und Kind in einer kleinen Vorstadtwohnung. Spielt zwischendurch mit einer Nachbarin Geige, falls er nicht mit einer anderen Nachbarin plaudert. Ich dagegen verteile Zensuren. Die Zwölfjährigen erzittern bei der Vorstellung, schlecht beurteilt zu werden. Eltern drohen mit Prozessen, wenn die Beurteilungen missraten.

Die gefiederte Eiche trachtet trotz aller Erhabenheit nicht danach, in den Himmel zu fliegen. Himmelsblau im Hintergrund. Grüne Engelsfedern im Vordergrund. Der Sommerfriede hat aber ein Ablaufdatum. Bald werden Riesen wieder kleine Kinder drangsaliieren. Obwohl sie brav gewesen sind. Zu brav. Bis zu zehn Stunden am Tag haben sie Lateinvokabel gelernt und algebraische Rechnungen zu lösen versucht. Geweint haben sie aus Freude über ihre ausgezeichneten Noten. Mich haben besonders die Mädchen gerührt, wenn sie wegen exzellenter Noten Freudentränen geweint haben. Nicht aber die Riesen, die bereits im Hintergrund gelauert haben. Sie sind maßlos, selbstgerecht und gnadenlos. Leider habe ich die Gefährdung, die von den Riesen hinter den Bankreihen ausging, unterschätzt. Ich habe die massive Bedrohung erst entdeckt, als ich das Feld geräumt hatte.

Ich sitze in der drittletzten Reihe der vorletzten Gymnasialklasse. Ich sitze nicht gerne in meiner Klasse. Die sogenannten Klassenkameraden sind mir in ihrer lauten

Selbstgewissheit fremd. In der Deutschstunde gehöre ich zu den beiden Schülern, die sich in die Literaturbetrachtungen der Lehrerin einbringen. Für die anderen sind ihre Vorträge Gefasel einer Altvorderen. Geräusche einer bereits vergangenen Welt, die nicht weiter von Bedeutung sind. Max Frisch war auf Wahrheit und Wirklichkeit aus, könnte ich der allgemeinen Lethargie entgegenhalten. Sein schönstes Buch hat er geschrieben, als er mit einer jungen Geliebten nach Montauk gereist ist. Als er jedem der eigenen Schritte Aufmerksamkeit schenkte, versessen auf Wirklichkeit. Und seine Sätze das Gewicht der Welt trugen. Offenen Auges deren Leuchten zur Sprache brachte. Beim achtsamen Gehen in Montauk. Aber derartige Erläuterungen würde mir nur Spott einbringen. Nicht selten gehe ich verschüchtert aus der Klasse.

Ich sei zu brav, lächelte meine Klassen-Vorständin. Zuletzt hatte mir sogar meine Deutschlehrerin, von der ich mich als Einzige verstanden meinte, unter die Matura geschrieben: Brav. Aber brav zu sein bedeutet farblos, bestenfalls durchschnittlich zu sein. Ich hätte wohl nicht Liebesgedichte bei der Deutschklausur interpretieren sollen, solange mein Geschlecht zu leicht für die körperliche Liebe war. Etwa zu diesem Zeitpunkt war auch dem weißhäutigen Mädchen mein Geschlecht zu leicht geworden. Als Voyeur wurden mir die Wangen heiß, wenn die Gleichaltrigen ihren Geliebten die Zungen in den Mund schoben. Ein Akt maskuliner Besitznahme. Ein Akt der Demaskierung. Ein Akt der Fleischwerdung. Obwohl mich Erotisches brennend fesselte, verweigerte ich, zum Geschlechtstier zu reifen. Stattdessen beschied ich mich in romantische Rituale. Im Zugabteil, in dem ich das weißhäutige Mädchen fast täglich angetroffen hatte, zelebrierte

ich meine Sehnsucht. Saß auf der Bank, auf der ich ihre schöne Leibeswärme auf dem Nebensitz empfunden hatte. Und wunderte mich, dass sie mein Wiederkommen nicht ahnte. War betrübt, dass sie nicht liebend mit mir im Gleichklang war. Sie hingegen wartete auf ein klärendes Liebeswort. Von mir, der ich verstummt war.

Am Schreibtisch beginne ich von meinem Stummsein zu erzählen. Auf diese Weise verliere ich meine Sprachlosigkeit. An schönen Sätzen. An wahren Sätzen, die jeweils durch ein Bild, einen Klang über das Explizite hinausdeuten. Max Frisch schrieb eines seiner späten und schönsten Bücher mit dem Vorhaben, keinen Satz mehr zu erfinden. *Ich möchte diesen Tag beschreiben, nichts als diesen Tag, unser Wochenende und wie's dazu gekommen ist, wie es weiter verläuft. Ich möchte erzählen können, ohne irgendetwas dabei zu erfinden.*

Als ich den Weg sehen wollte, auf dem ich gehe, begann ich Texte zu erarbeiten. *Die weißen Bäuche der Fische*, so begann der erste Satz meines ersten Kurzprosa-Bandes. Ein Satz über die Fische, die verstummt sind. Es war der Versuch, ein Stück Kindheitswirklichkeit zu bergen. Meinem Vater wurde nach einem Jahr mein Erstlingsband zugetragen, er war über meine Wirklichkeit entsetzt. Zuvor war er sich sicher gewesen, mich ausreichend gebrochen zu haben. Obwohl von kleiner Figur, war sein allgegenwärtiger Zugriff riesig. Die Kinder würden funktionieren oder krepieren. Aber da erhob sich zwischen Buchdeckeln ein Stück widerständiger Wirklichkeit. Und sie widersprachen den von ihm festgelegten Familienlegenden. Dabei war er so gewiss gewesen, mich so folgsam wie seine Jagdhunde abgerichtet zu haben. Es war schrecklich, sagt mein erstes

Buch über meine Kindheit. Gleichzeitig erzählt es davon, wie Geschichten mein Leben gerettet haben. Jeden meiner Sätze hatte mein Vater während meiner Kinder- und Jugendzeit bekrittelt. Nun lag ein Buch vor ihm, das ihm widersprach. Verzweifelt versah er eines der von ihm akquirierten Exemplare am Rand mit Kommentaren. Als könnte er mein Erzählen dadurch als Lüge abqualifizieren, meine Sätze zerbröseln.

In meinem zweiten Buch wollte ich der Welt der körperlichen Liebe ein Lied anstimmen. Alles Glück beginnt mit einem gelungenen Tanz. *Ich rieche an dunklen Haaren. Benebelt vom Tanzgewirbel in der Diskothek. Inszeniere ich auf der Seepromenade Sommer und Sternenzelt. Der Wind ist schon kalt über dem schwarzen See. Auf einem Holzsteg drücke ich dem Mädchen meine Zunge in den Mund.* Wenn das Überleben gesichert ist, wollen wir lieben. Wie berührt man, um berührt zu sein. *Ich will den Weg sehen, auf dem ich gehe,* schrieb ich. Im Mittelpunkt meines zweiten Anlaufes in die Wirklichkeit steht die Dichterin Margot. Sie war zu wild für mich, aber sie ließ sich von meinem Antanzen bezirzen. Sie hätte lustvoll gelacht, hätte ich die Hose fallen gelassen. Ich reagierte ängstlich, wagte nicht, meinen Unterleib ihrem freimütigen Spiel zu überlassen. Später bekam ich zufällig beim Umkleiden im Strandbad zu sehen, wovor ich mich gefürchtet hatte: Margot trug wallendes Schamhaar unter ihrem Höschen. Es hätte mich zutiefst erschreckt. Dieses Erschrecken hatte ich intuitiv vorweggenommen, als mir Margot von ihrer schwarzen Bettwäsche erzählte. Ein Erzählen, dass mich anturnen hätte sollen. Obwohl ich sie mit meinem sehnsüchtigen Körper bereits ein wenig bedeckt hatte, hob ich mich fluchtartig weg. Zu leicht mein Geschlecht.

Ich sehe Landschaften, erzählte ich Margot, wenn ich über Alltägliches hinauswachse. Im beflügelnden Traum oder in der Ekstase eines Tanzes. In einer jener Erzählstunden voller wundersamer Geschichten im nächtlichen Nirgendwo. Nein, ich sehe keineswegs Landschaften, antwortete sie. Ich hakte nicht nach. Ich wusste, sie würde maskuline und feminine Körper wahrnehmen, die sich heftig im Liebesakt ineinander verschlingen, die sich aneinander reiben. Ins Tiefste ihrer Leibeshöhlungen ineinander stoßen. Ein Kind, das Landschaften sieht, dachte sie wohl. Und lud mich nur noch ein zweites Mal in eine Diskothek zum Tanzen. Allerdings kam sie nicht allein, sie hatte einen Rock 'n Roll Tänzer mitgebracht. Ungeniert unterhielten sich die Beiden vor mir, dem lieben Buben, über ihre Freude an großen Geschlechtsteilen.

Mein Vater wunderte sich sein ganzes Leben lang über meine Lebensfreude. Ich sei ein unglaublich fröhliches Kind gewesen, wiederholte er bis zuletzt. Glücklicher war ich über jede Wiese zum Spielen, mit Genuss und Heiterkeit setzte ich mich zum Essen. Wie man sich so freuen könne, hatte mein Vater immer wieder kopfschüttelnd angemerkt. Die Welt duftete ihm Herbst und auch im Sommer, bezauberte wiederkehrend meine Sinne. Die Nadeln der Tannen schwarzgrün. Am Boden braun und weich. Und das Gras an den Waldrändern mit kleinen weißen und gelben Blümchen bestückt. Von Haus aus hatte ich Freude an der Welt. Und war sie dunkel im Februar, tanzte ich mit den Mädchen unter den Sternenkugeln beim Faschingsball. In dunkle Räume verbannt dagegen das Leben meines Vaters auf dem Bauernhof ganz im Norden. Zu dritt oder viert in einem weiß gekalkten Raum. Neun Kinder in zu kleine Betten gedrängt. In zu knappe

Schuhe gezwängt. Die bis ans Lebensende verkrümmten Zehen wurden in Kauf genommen. Denn zu allererst hatte jeder seinen Pflichten auf dem Gehöft nachzukommen. Der eine tat seinen Dienst auf dem Mist, der andere auf dem gepflasterten Hof, der Dritte im Stall. Dass ein Kind sich freuen durfte, war meinem Vater rätselhaft.

Ein Kleinhandelskaufmann zu sein, war meinem Vater zu gering. Den Unterricht auf einer Ziehharmonika hatte man ihm wegen des fehlenden Geldes untersagt. Musik hatte den Stellenwert von Unterhaltung nach getaner Arbeit. So war mein Vater froh, professionell kalkulieren zu können. Mit dem Zeugnis des geprüften Kaufmannes stieg er in die Berufswelt ein, um ein richtiger Herr zu werden. Bis ans Ende würde er Untergebene und Rivalen beschämen, indem er Zahlenreihen und Protokolle einwandfrei aufnotierte. Nach der Forstschule war er im Rang gleich unter dem Grafen positioniert, Gebieter über ein riesiges Revier an der Nordgrenze. Er und seine Brüder vermuteten die Familie einem Adelsgeschlecht entwachsen. So wie mir ständig Leute versichern, letztlich einer Adelsfamilie zu entstammen. Aus dem deutschen Norden wären sie zugezogen, um den Hochwald zu roden, versicherten mein Vater und seine Brüder. Davon leite sich der Name der „Roderer“ ab. Als Revierleiter gebot mein Vater Herr über Leben und Tod. So wie sein Vater auf dem Bauernhof entschied, welches Tier am Leben bleiben durfte. Und was den Geschlechtstieren in den Kammern drinnen gestattet war. Draußen an den Bäumen herrschte Waffen-Gewalt. Gegen Wilderer war es rechtens, das Gewehr zu erheben.

Diktaturen beginnen oft mit der Wahl des Diktators. So wie Hitler legal zum Kanzler gewählt wurde, hatte meine

Mutter meinen Vater erwählt. Mit dem Zeitpunkt der Eheschließung installierte der zuvorkommende und höfliche Gatte ein striktes Regiment. Von Anfang an gab es Waffen im Haus, sie garantierten den Machterhalt. Du blickst rückwärts, korrigiert mich mein Therapeut. Mühsam versuche ich bei einer systemischen Therapie die Verstorbenen aus dem Raum zu tragen. Die Verstorbenen scheinen sich über meine Zukunftsorientierung zu freuen. Der Horror des Selbstzerstörerischen bereitet letztlich niemandem Freude, nicht einmal Genugtuung. Ich positioniere mich als Rückhalt hinter meinen Söhne. Sie sollen nicht den Verstorbenen nachhängen, nicht rückwärts tendieren. Meinem Vater sind die Jagdwaffen ein paar Jahre vor seinem Tod entzogen worden. Seine damalige Lebensgefährtin hatte der Horror vor seinem mordbereiten Blick gepackt, sodass sie eine polizeiliche Inspektion provozierte. Dabei fand man den Waffenschrank nicht abgesperrt, eine gesetzeswidrige Nachlässigkeit, für die vermutlich die besorgte Frau gesorgt hatte.

Der Diktator schreibt die Geschichte. Wie Orwell das in seinem genialen 1984 darlegt. *Das wirklich beängstigende am Totalitarismus ist nicht, dass er Massaker begeht, sondern dass er das Konzept der objektiven Wahrheit angreift: Er gibt vor, die Vergangenheit wie die Zukunft zu kontrollieren.* Mein Vater trachtete danach, seine Version der Familiengeschichte festzuschreiben. Auf Tausenden Zetteln machte er Vermerke, um Deutungsrecht auszuüben. In diesen Anklageschriften waren die Verfehlungen der anderen vermerkt. Meiner Schwester warf er zu seltene Besuche, mir zu große Schweigsamkeit vor. Er meinte, seine Zettelchronik würde den Wahrheitsgehalt seiner Sicht bekräftigen. Ich habe das Konvolut seiner Aufzeichnungen

später entsorgt, ohne sie durchzusehen. Seine Aburteilungen zu lesen, wäre einem Suizid nahegekommen. Bevor mein Vater aus seinem mühevoll erworbenen Haus, seiner Burg, ausziehen musste, hatte er das Radiogerät immer laut aufgedreht, um mit Volksmusik sein Verlassensein zu überdröhnen. Zu diesem Zeitpunkt bereits die Gewalt seines rechthaberischen Brüllens zahnlos. Die Gefährdeten außerhalb seiner gewalttätigen Reichweite.

In der Mitte meines Lebens sagte mein Vater oft zu mir: Wir müssen mehr miteinander reden. Damals aber hatte ich seine Sprachspiele bereits durchschaut: Er trachtete danach, sein Gegenüber nieder- und kleinzureden. Letztlich lief ein Gespräch mit meinem Vater zumeist auf eine Demütigung hinaus. Schon seine Schwiegereltern vermieden längere Gespräche mit ihm. Zuletzt war man zumeist als Verbrecher abqualifiziert. „Verbrecherisch“ war eines seiner Lieblingsworte, das er im Rundumschlag hervorstieß. Als neuntes Kind vernachlässigt, empfand er alle Geschäftigkeit der Welt, die nicht ihm galt, als ungehörig. Wenn mein jüngster Sohn keine Knödel essen wollte, war das ein Verbrechen. Wenn ihn die Betriebsamkeit auf der nachbarlichen Baustelle nicht interessierte, war das ein Kapitalverbrechen. Meist verließ mein jüngster Sohn seinen Großvater, abgeurteilt wie bei einer Gerichtsverhandlung, mit tränenerfüllten Augen. Und ich, noch immer in Familienbanden verstrickt, wiederholte das Ritual der großväterlichen Besuche, statt die Kommunikation abzubauen.

In den letzten beiden Jahren wollte ich es meinem Vater ermöglichen, ein seniorengemäßes Handy in Betrieb zu halten. Zunächst versuchte er interessiert, sich die simplen

Handgriffe der Inbetriebnahme aufzunotieren. Ein Funken an wiedererwachendem Lebenswillen. Aufgrund der beginnenden Demenz scheiterte er aber zuletzt daran, einen Anruf auch nur anzunehmen oder abzusenden. Noch bitterer die Erkenntnis, als offenbar wurde: Es gab niemanden, der ihn anrief. Er scheute sich nicht, diese Vereinsamung zu deklarieren: Mich ruft ja niemand an. Als jahrelang Gedemütigter vermied auch ich es, mit ihm zu telefonieren. Gemeinsame Themen waren uns abhandengekommen. Lieber schenkte ich ihm eine Stunde meiner Gegenwart unter dem Dach des Seniorenwohnheimes. Oft sprachlos. Angestrengt.

Die Schamanen wissen, dass man Früheres in Ordnung bringen kann. Ich fühle meine Mutter wiedererwachen. Seit ich sie aus dem Raum getragen habe. Das erste Mal seit ihrem Tod vor dreißig Jahren sehe ich sie lächeln. Ich bringe ihren Frohsinn mit meinem Heraustreten aus der Vergangenheit in Verbindung. Zeit ist ein Konstrukt, das weder in der Psychologie noch in der Physik als reale Größe gehandelt wird.

Mein Vater hat kein Hehl daraus gemacht, dass er zum Töten bereit sei. Schon beim zweiten Rendezvous mit meiner Mutter hatte er erlegtes Wild im Rucksack. Fleisch, Blut und Tod. Nur mühsam fand sie neben dem aufgepackten Wild auf dem Motorrad noch Platz. Nur wenig später war ihr Schicksal besiegelt. Von einem Tag auf den anderen mit den Drillingen im Bauch ihr Leben erledigt. Dieses Schicksal erachtete sie als unabänderlich. Unangebracht wäre es, sich darüber ein Urteil anzumaßen. Meine Mutter stand uns länger als menschenmöglich zur Seite. Bis sie in diesem System, in dem sie schon lange



keine Luft mehr bekam, sich selbst die Luft abschnürte. Die Noten mit den Schlagern der Fünziger lagen lang schon ungespielt auf dem Notenpult. Dabei hatte meine Mutter mich in früheren Jahren mit schönen Sext-Optionen auf dem Klavier entzückt. Akkorde mit Sexten und Nonen waren ihrem Vater, dem Oberschulrat, verdächtig, klangen in seinen Ohren unanständig. Sein Musiktalent hatte er Dur-Akkorden oder Moll-Terzen aus der Zeit der Klassik und der Volksmusik verschrieben. Die neuen Optionen setzten in mir eine Ahnung erwachender Sinnlichkeit frei. Sie repräsentierten mit ihrem Swing-Groove die Befreiung aus dem Marschtakt der Nazis.

Die Drillinge sitzen über den Beeten im Garten, während sich die Mutter mit Wäsche oder in der Küche müht. Der Herbst kommt früh, der Winter geht spät. Frühling ist eine Überraschung im Waldviertel. Der Pfarrherr lächelt, wenn er Ratschläge zur Kinderdisziplinierung vergibt. Er ist Herr über den Leib der Wirtstochter, auch wenn ihm das Gewissensbisse verursacht. Seine Herrlichkeit ist nur vorübergehend irritiert. Er behält den ersten Stich in der Gaststube. Geschlechtstier von Gottes Gnaden. Der junge Förster und der junge Gendarm können seiner Eminenz nicht das Wasser reichen. Dennoch bestimmen sie zu dritt das Geschehen im Dorf. Der Arzt erledigt willfährig allfällige Gutachten. Mein Vater verabschiedet sich immer zuerst aus der Gaststube, ihm ist unablässige Pflichterfüllung vorrangig. So wie den Helden des Zweiten Weltkrieges. Gleichzeitig nennt er seinen Wald auch Kirchenraum, etwas Heiliges mute ihn an. Die Katzen verrecken an Heckenschüssen, damit sie nicht gefährliche Krankheitserreger bis ins Dorf vertragen. Zu Allerheiligen werden die Helden der beiden Weltkriege geehrt, die für

die deutsche Heimat ihr Leben ließen. Pfarrer, Förster und Gendarm stehen Habt-Acht.

In den letzten Wochen ihres irdischen Daseins meinte meine Mutter einmal: Eines muss man sagen: Der Vati hat immer Recht gehabt. Dabei mühte sie sich trotz erdrückender Verzweiflung zu lächeln. Ihr misslingendes Lächeln wirkte wie ein Aufschrei. Ich selbst unterdrückte ein Auflachen, obwohl die väterliche Rechthaberei lächerlich geworden war. Das Leiden meiner Mutter war an allen Enden ihres Leibes sichtbar. Das Gesicht zerfurcht, der Rücken gekrümmt, die Augen getrübt. Mein Vater verehrte meine Mutter wie eine Ikone, dennoch setzte er ihr brutal zu. Auch für ihn war es nun absehbar, dass sie sich dem Unerträglichen entziehen würde. So sorgte er rechtzeitig dafür, als Alleinerbe vermerkt zu sein. Meine Mutter leistete die geforderte Unterschrift. Für sie ein weiterer Part unausweichlichen Schicksals. Im Innersten zutiefst verzweifelt, versuchte mein Vater das Schlimmste zu verhindern. Wie gewohnt fiel ihm nichts als Einschüchterung ein: Er drohte an, sich im Falle eines Suizids unverzüglich eine Nachfolgerin ins Haus zu holen. Als würde eine derartige Ankündigung jemand aus tödlicher Betrübnis erlösen.

Von meinem Vater war ich angewiesen, mein Genital möglichst nicht zu berühren. Er untermauerte seine Mahnungen mit nationalsozialistischer Angstmacherei. Dazu Fallbeispiele aus der Verwandtschaft, in denen Manipulation zu Fehlstellung der Hoden oder sogar zu Verblödung geführt hätte. Ich verdanke es wohl meinem Religionslehrer im Gymnasium, meinen Sexualenergien einen Spielraum gegönnt zu haben. Er hatte uns in Freuds

Psychoanalyse eingeweiht und von den Folgen neurotischer Verdrängung erzählt. Mein Onanieren dürfte meine Mutter als vorübergehende, aber altersgemäße Unart hingenommen haben. Sie reinigte meine Unterhosen kommentarlos von den Spuren meiner erwachten Sexualität. Mein Vater entwendete mir zwischendurch pornographisches Material, um es in seinem Kleiderkasten zur eigenen Handhabung aufzubewahren. Alles unter einem dicken Mantel an Tabuisierung. Die größte Herausforderung war es, ohne Stottern und roten Kopf in den Trafiken eines der zahlreichen Sexheftchen zu erwerben. Nach gelungenem Erwerb konnte man die schönen, braungebrannten Damen glänzend im Bett genießen.

Zum tiefen Alpensee am Ende des Tales bin ich gereist, um mich von der schulischen Wichtigtuerei zu erholen. In dem kaum zwanzig Grad kühlen Wasser schwimmend, lasse ich mich vom Glitzern der wundersamen Oberfläche blenden. Geöffneten Auges imaginiere ich das weite Feld meiner Freitätigkeit. Infolge meiner Pensionierung gilt es, mein Leben neu zu sortieren. Mit kräftigen Schwimmbewegungen versuche ich das aufkommende und immer wieder schon spürbare Alter abzuschütteln. Nun vereinnahmt mich der dunkle See, das magische Wasser imaginiere ich als schwarze Schreibtinte. Zumeist ruht der See still, er ist durch den Einschluss inmitten der Gebirge windgeschützt. Zu- und Abfluss verborgen. Wasser empfängt er aus dem Himmel und dem Untergrund. Wir sind Natur, denke ich, während ich auf den Felssturz am hinteren Ende des Sees zuschwimme. Und reichen über das Natürliche hinaus. Mich in eine der frei benutzbaren Liegen streckend, bin ich vor allem dankbar. Für gelebte Jahre, für die Aussicht auf Zukunft. Die anderen Gäste auf dem Badeplatz sind

ebenso zur Ruhe gekommen. Wenn nicht eine Wienerin Unsinniges gackert, spricht niemand. Manche halten ein aufgeschlagenes Buch in Händen.

Kein Wunder, dass sich meine Mutter an meiner Klausur am Alpensee freut. Überall in dieser Sommerwohnung ihr endlich entspanntes und aufmunterndes Gesicht. Ein Rasenmäher knattert los, ein kräftiger rotgesichtiger Kerl verpasst der Rasenfläche rund um meine Behausung einen Kurzschnitt. Rasch verschließe ich die Fensterflügel, die Türen zur Veranda. Ein letztes Summen vermag ich nicht zu verbannen. Als der Tätige endlich sein unseliges Tun eingestellt hat, trete ich wieder ans Fenster zum See. Und staune über so viel Stille und den schönen Ausblick auf die Wasserfläche. Tatsächlich fliegen die Schwalben tief. Eine einsame Ente zieht ihre Runden.

Hermann Hesse und Peter Handke begleiteten mich bereits in den beiden letzten Gymnasialjahren. Handke dem verpflichtet, was ist. Er deklariert Literatur explizit als Findung. Die Wahrheit eines aufmerksamen Blickes befreit. Hermann Hesse einer, der mir einen Weg zu mir selbst in Aussicht stellte. *Gerade das ist es ja, das Leben, wenn es schön und glücklich ist, ist ein Spiel! Natürlich kann man auch alles Mögliche andere aus ihm machen, eine Pflicht oder einen Krieg oder ein Gefängnis, aber es wird dadurch nicht hübscher.* Diesen Impuls zum Spiel und zu einer Art Selbstentfaltung förderte zudem mein Religionslehrer in jener Gymnasialzeit. Die Ignoranz meiner spätpubertären Klassenkollegen ärgerte ihn so sehr, dass er einmal die Klassentür hinter sich zuschlug. Mir aber hat er die Grundbegriffe psychologischen Denkens beigebracht. Dass eine Familie z.B. nach Viktor Adler zur

Festung entarten kann und dann dem Schrecklichen Tür und Tor offensteht. Er ermunterte dazu, sich im Sinne einer Selbstfindung freizuspielen.

Nachdem meine Herkunftsfamilie als Festung angelegt und abgeschottet war, galten Freundschaften als ungehörig. Als verheiratete Frau hatte meine Mutter entsprechend einer sittlichen Vorschrift meines Vaters ohne gute Freundin auszukommen. Eine Freundin aus Kinderzeit, die sich zufällig in einem nicht allzu weit entfernten Ort niedergelassen hatte, besuchte man, den Konventionen entsprechend, als Familie. Mit den näheren und fernen Nachbarinnen durfte nichts allzu Persönliches ausgetauscht werden. Das im Haus gelebte Leben war strikt privat. Vor anderen galt es, eine gute Figur zu machen. Das war auch vorrangig, als der Vater meiner Mutter, mein Opa, im Krankenhaus nach einem Schlaganfall verstarb. Man traf ihn nicht mehr lebend an, weil die korrekte Garderobe zu viel Zeit beansprucht hatte. Erst nach dem Tod meiner Mutter erzählte ich den ihr lieben Nachbarinnen, wie herzlich sie ihnen zugetan war. Die Frauen nickten, sie hatten die Zuneigung vermutet. Sie wussten um die Abgeschlossenheit hinter dem Jägerzaun.

Vielleicht war unsere Familienfestung bereits so lückenlos zubetoniert, dass sie nur noch mit der Selbstvernichtung meiner Mutter aufzubrechen war. Fixiert auf eine angebliche Schuld, die sie sich selbst zum Vorwurf machte: Physisch und psychisch ermattet, hatte sie ein Jahr nach der Drillingsgeburt einem Schwangerschaftsabbruch zugestimmt. Unmöglich hätte sie ein viertes Kind ein Jahr nach der Mehrlingsgeburt austragen können. Über drei Jahrzehnte lang verkrampfte sie sich in Selbstbeichtigungen,

bis sie die Depressionen endgültig umbrachten. Gegen meinen Vater war nicht aufzukommen. Bis zu seinem Tod würde er sich zu keinen Zugeständnissen herbeilassen. Ohne seine aufbrausende Entschlossenheit wäre er als Kleinstler auf dem Bauernhof zu Tode gekommen. Dort im kargen Waldviertel, wo es vorrangig ums Überleben ging. Wo man landläufig Fröhlichkeit im Gesicht trug, auch wenn der abgetragene Sonntagsanzug Armut verriet. Und nicht nur dem Pfarrer, sondern auch der Dorfgemeinschaft zu beweisen war, dass ein arbeitsamer Lebenswandel dennoch froh stimme. So begann der Krampf.

Im Sünden-Denken des Katholizismus befangen, sah sich meine Mutter zum Leid und schließlich zum Tod verurteilt. Sie gehöre weg, verlautete sie wiederholt in den letzten Monaten. Mit Siebenundfünfzig war sie jünger als ich jetzt. Ich wurde aus dem Unterricht weggerufen. Rasch das Auto startend, dachte ich noch, möglicherweise Ersthelfer sein zu können. Die Kollegin, die es übernommen hatte, mir das schreckliche Ereignis mitzuteilen, hatte aber unmissverständlich vom Tod meiner Mutter gesprochen. Vor der Totenliege hantierte ich verzweifelt am leblosen Leib, mein Reanimationsversuch ein zu spät kommendes und absurdes Unterfangen. So wie der Anruf beim mir befreundeten Hausarzt. Wenn eine Wiederbelebung bestenfalls ein dementes Dahinvegetieren bewirke, sehe er davon ab, erklärte mir der Arzt pragmatisch. Er hatte den Tod meiner Mutter bereits vor meiner Ankunft festgestellt. Und kam nach Stunden ein weiteres Mal, um die vom Gesetz geforderte Sterbeurkunde auszustellen.

**Peter Reutterer** stammt aus dem Waldviertel, lebt in Bergheim bei Salzburg als Autor, Kulturvermittler und Jazzgitarrist beim Trio Exquisit und bei der Honey Rose Combo.

Zahlreiche Veröffentlichungen seit 1987, verschiedene Auszeichnungen, u.a. mit dem Landesstipendium Salzburg und Rom- und Berlinstipendien.

Mitglied der Salzburger Autorengruppe und der Grazer Autorenversammlung.

Publikationen *Verlag* Bibliothek der Provinz:

*Forsthaus*. Kurzprose. 1997

*Lokalausweis*. Kurzprosa. 1998

*Der Filmgänger*. Eine Erzählung. 2002

*Schräglage*. Satiren 2007

*Am Thalysstrom*. Kriminalsatire. 2014

*Langsame Einkehr*. Lyrik. 2020

*Verlag* Bibliothek der Provinz

*für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien*